

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 44.

Berlin, Sonnabend den 12. April

1845.

### Frankreich.

#### Ueber Phantasmen.

Wie viel Erfahrung und Vernunft wir auch haben mögen, so werden wir uns doch selten dem Einflusse entziehen, den die sogenannten unbegreiflichen Thatsachen auf unsere Einbildungskraft ausüben. Ja, wir können sagen, daß gerade die außergewöhnlichsten und unmöglichsten derselben uns nie völlig ungläubig finden, denn wir verwerfen sie zwar mit dem Munde, weil wir keine Gründe für ihre Wahrscheinlichkeit haben; unser Herz aber ist gläubiger, als wir gestehen dürfen. Besonders ergötzen sich Frauen und Kinder an Wundergeschichten, und es scheint, als suchten sie ordentlich mit Oer jede Gelegenheit auf, sich zu fürchten. Wir Alle erinnern uns noch der graufigen Märchen, in deren Welt unsere Phantasie groß gezogen wurde: wir fürchteten uns, wenn die Stille und Dunkelheit der Nacht die Gestalten jener Erzählungen und ihren Spuk wieder in unserer Seele weckten, und dennoch vermehrten wir durch Fragen und später durch unsere Lektüre den Grund unseres Schreckens. So lieben denn auch die unwissenden Klassen und die kindlichen Völker jene Geschichten sehr, deren Helden Hexenmeister oder Gespenster sind. Vor den Kaminfeuern unserer Bauerhütten, wie unter dem Zelte des Arabers in der Wüste, werden um die Stunde der Mitternacht fast dieselben Märchen erzählt. Alle sind sie aus der Liebe zum Unbegreiflichen und Außergewöhnlichen hervorgegangen, der so manches schöne Gedicht, so manche rührende Legende zu danken ist.

Es ist unleugbar, daß uns die Liebe zum Wunderbaren angeboren ist. Unsere Wissbegier bleibt nicht in den Schranken der wirklichen Welt, sondern steigt an der Hand der Phantasie in die überirdische. Mit den Sinnen können wir nur begreifen, jedoch mit der Einbildungskraft schaffen wir. Aber, was wir Wunderbares in den Sagen und der Geschichte finden, ist nicht etwa nur von einem Dichter geschaffen worden, damit die Ereignisse der wirklichen Welt in einem idealischen Gewande erscheinen. Denkt euch einen Dichter, der träumend von seinem Sopha aus in das Halbdunkel seines einsamen Zimmers starrt; sein Geist ist erfüllt von den Begebenheiten einer Wundergeschichte; noch liegen die Elemente des Gedichts in Unordnung zusammengewürfelt; aber bei angespannter Aufmerksamkeit findet er den leitenden Faden, das Chaos erhellt sich, und der Dichter sieht vor seinem inneren Auge, was er in den Geist Anderer einprägen will. Sein Traum nimmt Gestalt, Farbe und Leben an, und endlich sieht er nicht mehr in seinem Innern, sondern vor sich, wie etwas Fremdes, ihm Außerliches, die Gestalten wandeln, die er selbst geschaffen hat. Hoffmann saß in den Dampf seiner Pfeife starrend, wenn er eines seiner Phantasiestücke dichtete. Die Rauchwolken nahmen die bizarren Formen seiner lustigen Gespenster an, und der Nebel, der ihn umgab, spiegelte ihm die Ausgeburten seiner eigenen Phantasie zurück. Es giebt gewiß keinen Menschen mit etwas lebendiger Einbildungskraft, der nicht schon einmal solche Visionen gehabt, wie Hoffmann sie gewöhnlich hatte. Bis hierher ist Alles natürlich, ja, wir könnten sagen, alltäglich, obgleich in dem Außerlichen werden der Phantasiegebilde schon etwas mehr als bloße Erfindung liegt. Aber gehen wir weiter. Es wird Jemand von irgend einem Ereignis ergriffen, dem er beigemohnt hat. Die Erinnerung an dasselbe beschäftigt ihn lange Zeit, erlischt aber endlich. Plötzlich ruft sie ein unerwarteter Umstand wieder mit allen ihren Einzelheiten hervor. Geschieht dies unter Leuten, so wird es wahrscheinlich eine ganz gewöhnliche Erinnerung bleiben. Jener Mann sey aber allein an einem finsternen Orte oder gehe im Dunkel der Nacht durch ein weites Feld, so werden vielleicht alle jene Scenen, die seinen Geist beschäftigten, in der schattenreichen Atmosphäre noch einmal spielen.

Bis jetzt sind wir noch in der Reihe der psychologischen Thatsachen. Wir brauchen keine mächtige Aenderung in der Richtung unseres Geistes, noch eine gewisse Krankhaftigkeit, um solche Erscheinungen an uns selbst zu erfahren. Man begreift, daß ein Gedanke unsere Aufmerksamkeit so fesseln kann, daß wir auf einen Augenblick unsere Stellung zu ihm vergessen. Und in diesem Augenblicke, wo wir das Gefühl unserer Individualität verlieren, mag die Phantasie uns leicht einen Traum für eine Wahrheit aufdrängen. Aber wir haben die Nacht, und aus diesem Schlafe aufzurütteln, unser eingeschlafertes Bewußtseyn den verirren Sinnen zu Hilfe zu rufen, und meist bedarf es nur eines Augenblicks, um den Spuk zerstreuen zu machen. Leider aber giebt es Fälle, wo der Wahn hartnäckiger ist und die Stimme der Vernunft die Geister nicht bannen kann. Das Phantom bleibt stehen vor euch; ihr geht, es folgt euch; ihr seyd allein, es setzt sich neben euch; es sey Tag oder Nacht, dieselbe

Vision ängstigt und drückt euch und droht, eure Lebenskräfte zu erdrücken. Also haben die Dichter und Abergläubigen ihre Spukgeschichten nicht völlig erfunden. Es giebt vorübergehende und bleibende Zustände des Gemüths, in denen die Ausgeburten unseres fieberhaften Hirns vor unseren Augen Gestalt und Farbe annehmen. Solche Beispiele sind außerordentlich häufig, und wir haben nicht nöthig, sie in den Zeiten zu suchen, wo man an Hexen glaubte und vom Teufel besessen war.

Im Jahre 1832 war ein Pariser Student der Medizin, der in der Rue de la Harpe wohnte, bei den Ausgrabungen zugegen, die man um jene Zeit auf dem Plage des alten Barfüßerklosters machte. Man fand dabei mehrere unterirdische Gewölbe, in denen sich Ueberreste von Skeletten befanden, und der Student benutzte die Gelegenheit, sich eine Sammlung von Menschenknochen zu machen. Anstatt sie aber in einen Kasten zu legen, dekorirte er seine Stube damit. Als ihn darauf eines Abends ein Kollege besuchte, trieb er lange mit ihm seinen Scherz über die osteologischen Zierrathen. Der Student geleitet seinen Freund nach Hause; wie er aber wieder in sein Zimmer tritt, fühlt er einen Schauer. Er schreibt dies Mißbehagen einem Unwohlseyn zu und glaubt es durch Rauchen und einige Schlud Brantwein vertreiben zu können. Nachdem er sich etwas besser befand, warf er sich auf sein Bett und schlief sogleich ein. Plötzlich ward er durch einen heftigen Schmerz im Handgelenk aufgeweckt, und dies träumte ihm nicht etwa, denn er sah deutlich das Fenster und unterschied im Mondlichte alle Gegenstände in seinem Zimmer. Anfangs hörte er verworrenes Getöse und Senzen, und als er sich aufrichtete, um nach der Ursache des Lärmens zu sehen, entwickelte sich vor ihm ein sonderbares Schauspiel. Es formten sich im Mondschne zwei Reihen weißgekleideter Männer, die wie Silber glänzten und ihre Blicke fest auf ihn geheftet hatten. In diesem Augenblicke hörte er ganz deutlich einen Wagen durch die Straße rollen und die Uhr der Severinkirche schlagen. Um dem schrecklichen Gesichte zu entfliehen, wollte er aus dem Bette in die Stube springen, aber das Handgelenk, an dem er einen so heftigen Schmerz empfunden hatte, blieb unbeweglich, wie von einer überirdischen Macht gehalten, an seiner Stelle. Der Student blickte nach der Richtung seiner Hand und sah eine fremde Hand auf der seinigen; es war die eines Geistlichen von hohem Wuchs und strengem Aussehen, der am Kopfende seines Bettes stand. Er versuchte vergeblich, sich gegen diesen Mann zur Wehre zu setzen, der ihn dazu verurtheilte, Zeuge des graufigen Auftritts zu seyn, und ihn nicht früher losließ, als bis er eine lange Rede angehört hatte, in welcher häufig die Worte: „Jugend, Reugier, Kirchenschändung“ vorkamen. Kaum war er aus dem Bette, als er ans Fenster stürzte und es hastig öffnete, um sich hinaus zu schwingen; er glaubte, da er der Hand des Geistlichen entronnen war, nun die ganze Erscheinung los zu seyn — aber, wie groß war sein Entsetzen, als er zufällig die Augen auf sein Bett warf! Er sah sich selbst darin liegen und seine Hand unter der des Geistlichen. Die beiden Reihen von Männern waren noch immer in der Stube und bewegten sich feierlich hin und her. Fast eine ganze Stunde mußte er dem Spuk zusehen. Endlich, als der Tag zu grauen anfang und zu hoffen war, daß die Geister vor dem Lichte verschwinden würden, legte er sich wieder ins Bett, aber kaum war er darin, so fühlte er sich von neuem von dem Geistlichen erfaßt. Doch die fremde Hand wurde nach und nach kälter, je heller die Stube wurde, und die Gestalten des Priesters und der Mönche verschwammen allmählig. Bald darauf hörte der Student ein Geräusch, wie von Thüren, die geöffnet und geschlossen werden, und die Vision war vollkommen verschwunden. Er schlief vor Erschöpfung ein; als er aber nach einigen Stunden erwachte, schmerzte ihn sein Handgelenk noch heftig und das Fenster war offen, wie er sich erinnerte, es in der Nacht gelassen zu haben.

Der junge Mann, der jener Vision anheimfiel, hatte das Bewußtseyn von dem Orte, an dem er sich befand, und von den Gegenständen, die ihn umgaben, war also nicht der Spielball eines Traumes in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes. Ein zweites Beispiel wird den Unterschied eines solchen Phänomens von einem Traume noch deutlicher zeigen.

Ein Arzt, der ein Freund Walter Scott's war, wurde zu einem hohen Justizbeamten in London gerufen. Vermöge seines Amtes hatte derselbe die unumschränkte Entscheidung über eine gewisse Klasse von Kapitalien, stand jedoch in dem Rufe der höchsten Rechlichkeit. Als ihn der Arzt besuchte, bot er kein beunruhigendes Symptom dar, nur war an ihm eine große Traurigkeit auffallend, die durch nichts zerstreut werden konnte. Wenn man ihn nach dem Grunde derselben fragte, so gab er eine ausweichende oder keine Antwort. Diese Melancholie untergrab endlich seine Gesundheit. Beim Anblick der Gefahr wurde der Arzt dringender und erklärte seinem Patienten, um ihn zu einem